

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 17

Artikel: Eine verlorene Kindesseele
Autor: Forrer, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

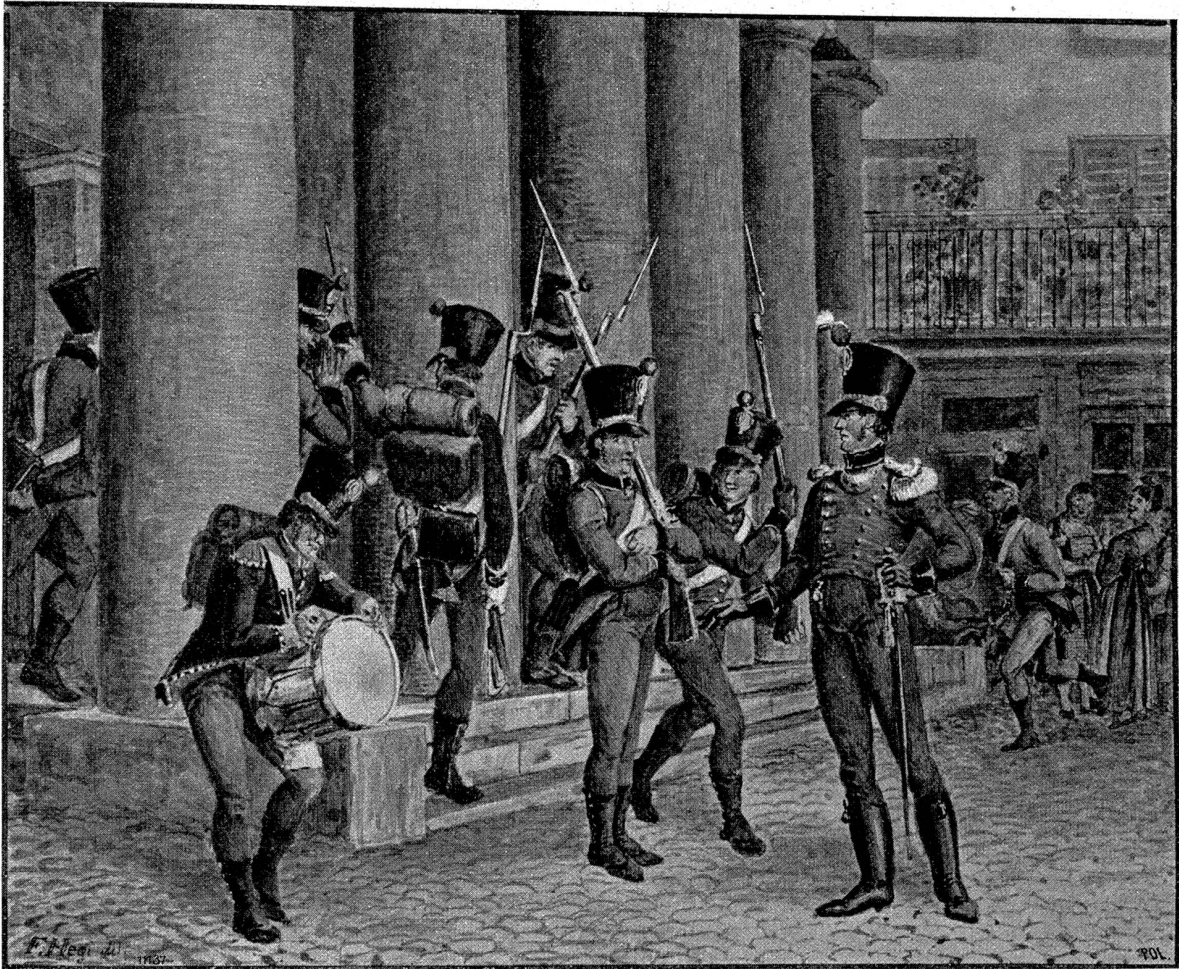
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Hauptwache Zürich um 1826. Aquarell von Franz Hegi.
Original im Besitze der Kunstgesellschaft Zürich.

Eine Verlorene Kindesseele.

Erzählung von Clara Forrer, Zürich.

Tief aufseufzend läßt das blasse Weib, das ohne Unterbruch am Webstuhl gearbeitet hat, das Schifflein ruhen und vom Fenster in die dämmerige Stube zurücktretend, sagt es mit matter Stimme:

„Es dunkelt schon; bald wird es Zeit zum Kochen sein. Beteli, auch du kannst den Faden nicht mehr sehen; drum laß für heut' die Arbeit!“

Da hört auch das Klappern des zweiten Webstuhls am andern Fenster auf. Ein Mädchen von 14 Jahren, blond, wie die Mutter wohl gewesen, ehe frühzeitig der Kummer ihr graue Haare gesponnen, erhebt sich aus der gebeugten Stellung und streckt die zartgebauten Glieder. Wie sind die jungen Füße so müd, die schmalen Hände so steif von der fortwährend gleichen Bewegung. Aber der herb geschlossene Mund, der das blasse Gesichtchen älter erscheinen läßt, seufzt und klagt nicht.

„Hier setz' dich Mutter, bleib' in der Stube und ruhe dich aus; die Suppe werd' ich schon kochen können!“

Fast rauh klingen die Worte des Mädchens, das eilends in der nebenan liegenden Küche das Feuer entfacht und den Topf mit der Wasserjuppe aufsetzt. Dabei aber gleiten die Blicke seiner Augen, die seltsam klug unter den schlicht gescheitelten Haaren hervorleuchten, gar besorgt hinüber zur Mutter. Diese sitzt, die Hände in den Schoß gefaltet, gebeugt und mit geschlossenen Augen neben dem weißgeschauerten Tisch. Der Schein des Feuers in der Küche zuckt über ihr abgehärmtes Gesicht, darein die Sorge ihre scharfen Linien gezeichnet hat.

„Ganz krank sieht sie aus!“ — murmelt Beteli vor sich hin. Dann tritt es leise in das Gemach, Teller und Löffel auf den Tisch legend.

„Mutter, der Heinz ist noch immer nicht zurück aus dem Wald, und bald wird der Vater heimkommen!“

Diese Worte bringen Leben in die regungslose Gestalt. Des Holzer-Jakobs Frau schleicht durch den schmalen Hausflur hinaus ins Gärtchen, um dessen morschen Hag sich Kapuziner schlingen. Hell ertönt der Abendgruß der Glocke. An den erblässenden Firnen gleitet der letzte Strahl des Abendrots nieder auf die Almen, und die Scheiben der Sennhütten blitzen auf wie funkelnde Sterne. Ueber dem Bergdorf schweben die wachsenden Dämmer Schatten.

Die Augen der Frau suchen den im Dunkel sich verlierenden Weg, der zum Walde führt.

„Na, kommst du endlich, so eil' dich doch!“ — ruft sie aufatmend einem schlanken Jungen entgegen, der langsam die Dorfstraße daherkommt und erst beim Ruf der Mutter seine Schritte beschleunigt.

„Aber Bub', wo hast auch das Krättchen mit den Erdbeeren? Wirst es doch nicht wieder liegen gelassen haben wie das letzte Mal!“

Also sprechend schüttelt Frau Bene ihren Knaben an den Schultern. Träumend schauen dessen Blauaugen zu ihr empor, als gingen diese Worte ihn nichts an.

„Das Krättchen?“ — murmelt der Heinz mit unsicherer Stimme, als müßte er sich zuerst auf die Rede der Mutter besinnen. Nun aber tritt in das Gesicht des Knaben ein Ausdruck des Erschreckens.

„Ja, das Krättchen hab' ich wirklich im Walde liegen lassen!“

„Bub', wo hast du auch wieder deinen Kopf gehabt!“ schilt Frau Bene aufgeregt und schlägt die Hände zusammen.

„Geh' schnell und such's, eh' der Vater heimkommt! Die Beeren hat der Sternwirt auf morgen bestellt, du weißt's ja! Drum eile dich und hole das Körbchen, wirst dich wohl besinnen können, wo du's hingestellt hast!“

Da fängt der Heinz an zu schluchzen: „Wo ich den Korb gelassen habe, das weiß ich nicht mehr, und um Erdbeeren zu pflücken, ist's nun schon zu dunkel!“

Heiße Blut überströmt das Gesicht der Mutter. „Jeses Marie — keine Beeren hast du gepflückt? Hast denn wieder gefaulenzt den ganzen Nachmittag, wie ein Herrenkind, das nichts besseres zu thun weiß, — während deine Mutter und deine Schwester sich todmüde gearbeitet haben. — Und aus dem Geld für die Beeren hab' ich Brot kaufen wollen! Ach Gott, bin ich eine arme, geplagte Frau!“

Wie gebrochen sinkt die Sprechende nieder auf die Bank vor dem Haus.

„Kommt herein, Mutter, es wird kühl!“ Beteli, das horchend unter die Thür getreten ist, führt die Frau sorgsam in die Stube, und weinend folgt ihnen der Knabe.

Da wird das Gartenspörtchen laut zugeschlagen; ein schwerer Schritt nähert sich dem Haus.

Der Vater kommt, was wird er sagen?“

Erschreckt flüstert es die Mutter, und ihre Augen ruhen angstvoll auf der Thür.

Doch Beteli, das den hilflosen Ausdruck im Gesicht der Mutter sieht, erfaßt beruhigend ihre Hand.

„Sei ohne Angst, Mutter, ich werde dafür sorgen, daß der Vater nicht zornig wird!“

Mit entschiedener Handbewegung weist das Mädchen nach dem Schlafgemach, wo schon das kleine Mineli in süßem Schlummer liegt.

„Du Heinz, gehst sogleich zu Bett; der Vater darf's nicht wissen, daß du den ganzen Tag nichts gethan hast — ich sorge dafür!“

Und wie der große, kräftig gebaute Holzer-Jakob in die Stube tritt, ist sein Junge verschwunden.

Beteli stellt die dampfende Suppe auf den Tisch, und ohne Gruß setzt sich der Jakob vor seinen Teller.

„Wo ist der Heinz?“ — fragt er barschen Tons.

Ein geängstigter Blick der Mutter streift das junge Mädchen an ihrer Seite.

„Der hat ins Bett liegen müssen, Vater, den Fuß hat er übertreten beim Erdbeerpflücken“ — antwortet Beteli mit fester Stimme.

„Auch wieder“ — grollt der Jakob, — „der Junge ist zu nichts wert als zum Faulenzen. Wenn er ein paar Bagen verdienen könnte, dann liegt er im Nest und verschläft die Zeit; aber dem will ich die Mücken schon noch austreiben. Was — den Fuß übertreten — zu faul ist der Bub!“

Hart schlägt die Faust des Mannes auf den Tisch.

„Die Lehrschwester hab' ich getroffen, und sie hat sich bitter beklagt über den Heinz. Statt den Katechismus auswendig zu lernen, schreibt er unchristliches Zeug ins Lehrbüchlein; und während andere Buben in der Pause sich lustig tummeln, wie's ein rechter Bub, der Leben in sich hat, auch thun soll, — geht der Kopfhänger hinüber auf den Kirchhof und buchstabiert die Grabchriften. Einen Sporen zu viel hat der Kerl; aber das sag' ich: von mir hat er ihn nicht geerbt!“

Ein grimmer Blick fliegt hinüber zu dem schweigenden Weib, das verschüchtert dem Scheltenden gegenüber sitzt. Das stille Duldergesicht der Frau reizt den Holzer-Jakob noch mehr zum Zorn. Heftig stößt er seinen Teller von sich, daß die Suppe überfließt, steht polternd auf, langt aus dem Wandschrank die Branntweinflasche und setzt sie zu langem Zug an die Lippen. Dann verläßt er die Stube, die Thür laut hinter sich ins Schloß schlagend.

Drückende Stille herrscht in dem niedern Gemach, bis Frau Bene aufschluchzend ihr Gesicht in den Händen vergräbt. Beteli aber schlingt den Arm um ihre bebende Gestalt und flüstert weich: „Mutter, weine nicht! Recht früh will ich morgen aufstehen und mit dem Heinz in die Beeren gehen. Sieht der Vater das Geld, dann wird er schon wieder zufrieden mit dir und dem Heinz. Du weißt's ja, wie schnell er böse und wie schnell er auch wieder gut ist, der Vater. Und nun komm, Mutter, wir wollen schlafen geh'n!“

Frau Bene hält der Tochter Hand fest in der ihrigen. Dann sagt sie mit traurigem Lächeln: „Ja, Kind, du hast recht; der Vater meint's nicht so böse. Aber sieh', heut' bin ich so müd' auch gar so müd' Und der Heinz — ach Gott, der Bub' macht mir das Herz so schwer — und doch ist er wieder ein so liebes Kind!“ —

„Beteli, schläfst du?“ — Es ist der Heinz, der also flüsternd, auf seiner harten Lagerstatt sich nach der Seite wendet, wo seine Schwester ruht.

„Nein“ — klingt es barsch von dort zurück.

„Beteli, bist du sehr böse auf mich?“

„Nein!“

„Sieh', mußt nicht böß sein; es war auch gar so schön heut' droben im Wald, und die Berge haben geleuchtet wie eitel Gold!“

„Mag sein; — aber das sag' ich dir, Heinz: ein zweites Mal lüg' ich den Vater nicht mehr an wegen deiner Faulheit!“

Bestimmten Tones kommen diese Worte aus dem Mund des Mädchens.

Eine Weile bleibt es ganz still in dem kleinen Gemach.

„Beteli, schläfst du?“ So flüstert der Knabe abermals.

„Nein! — Was willst denn schon wieder?“

„Soll ich dir das Liebchen sagen, das mir droben am Bach in den Sinn gekommen ist?“

„Meinetwegen; aber dann laß mich in Ruh'!“

Und der Heinz beginnt:

„Die Wellen rauschen zu Füßen mir;
Wie gern, ach wie gerne sitz' ich hier!
Die Wellen erzählen mir mancherlei:
Wie schön auf den Bergen das Leben sei,
Wie manche Blumen sie heute geseh'n,
Verborgen im Wald und auf sonnigen Höh'n ...
Ach könnt' ich springen von Stein zu Stein,
Ich zög' mit dem Bach in die Welt hinein!“

Des Vollmonds Licht flutet durch das kleine Fenster und ruht auf der Gestalt des Knaben, der ausgerichtet in seinem Bette sitzt und mit bebender Stimme sein Liebchen der lauschenden Schwester anvertraut. Die blauen Augen glänzen träumerisch mit nach innen gekehrtem Blick, als wollten sie auf dem Grund der Seele lesen.

Als es schon längst stille geworden war im Kammerlein, kispelten noch die Lippen des Knaben leise vor sich hin, als hielte er Zwiegesprache mit dem verschwiegene Mond.

* * *

In der Frühe des andern Tages tritt der Holzer-Jakob, die Art über der Schulter tragend, vor die Thür seines Häuschens, das mit dem niederhängenden, steinbeschwertem Dach als letzte der braunen Hütten etwas abseits der Dorfstraße liegt.

Da steht er seine beiden Kinder des Weges daher kommen. Der Hauch der Morgenfrische läßt die schmalen Gesichtchen rosig erscheinen, und ihre Augen strahlen froh im Gefühl erfüllter Pflicht; denn ein jedes trägt ein Körbchen voll der schönsten Erdbeeren.

Der Vater, der seinen Zorn verschlafen hat, schaut mit Wohlgefallen den Beiden entgegen.

„So ist's recht!“ — ruft er — „früh an der Arbeit bringt Brot ins Haus!“

Aus dem Gärtlein hinaus auf die Straße tretend nickt er ihnen freundlich zu, um den Weg zum nahen Forste einzuschlagen.

Er muß ein stattlicher Bursche gewesen sein, der Jakob in seinen jungen Jahren.

Nun aber trägt seine hohe, breitschultrige Gestalt den Stempel der Nachlässigkeit, und der dunkle, volle Bart ist zu wenig gepflegt, um dem Gesicht zur Zierde zu gereichen. In den braunen Augen aber glüht ein Feuer, das der häufige Genuß des Branntweins darin entzündet haben mochte.

Die Kinder treten in die Küche. Frau Lene sitzt am Herd und schlürft aus ihrer Tasse den schwarzen Kaffeeextrakt. Sie fröstelt, denn durch die geöffnete Thüre dringt die Morgenluft kühl herein. Auch die Heingekehrten füllen ihre Schüsseln zum Frühstück, das harte Stück Brot in den Kaffee tauchend.

„Fehlt dir was, Mutter?“ fragt Beteli plötzlich, während sein Blick forschend auf den Zügen der gegenüber Sitzenden ruht.

Wüde schaut diese empor: „Magst recht haben, Kind; glaub' es selber auch, daß mir etwas fehlt!“

„Du sollst aber auch nicht nur den schlechten Kaffee trinken. Warte, ich hole dir etwas Milch.“ Also scheltend springt das Mädchen empor.

„Ach Gott, die Milch reicht ja kaum fürs Mineli, seit wir nur noch eine Ziege im Stall haben, und das Kind soll nicht Mangel leiden um meinetwillen!“

Beteli aber eilt, nicht achtend auf die Worte der Mutter, hinaus in den Stall, und mit einem Glas schäumender Milch kehrt es in die Küche zurück.

„Trink' nur ohne Sorgen — fürs Mineli ist noch genug vorhanden, wenn es erwacht!“

Heinz hat unterdessen seine Schulsachen zusammengepackt. Das Erdbeerkörbchen in der einen und die Bücher in der andern Hand tragend, so springt er mit frohem Gruß aus der Stube.

„Wart Heinz, ich hab' dir was zu sagen!“ Der Junge wendet den blonden Krauskopf nach der Mutter hin.

„Nicht wahr Bub, heut bist du fleißig in der Schule, damit die Lehrerin nicht mehr zu klagen braucht!“

Und ernst mahnend schaut Frau Lene in das Gesicht ihres Lieblings. Denn ein Sorgenkind, wie der Heinz allzeit eines gewesen, das liegt dem Mutterherzen immer am nächsten.

„Ja, Mutter, ich möchte schon gern fleißig sein, wenns nur nicht gar so langweilig wär' in der Schule!“ so klingt die Antwort kleinlaut zurück.

Heinz bringt der Sternenswirtin die bestellten Beeren, und zufrieden glänzt das runde Gesicht der Frau bei ihrem Anblick.

„Heinzchen, wenn du mir täglich solche bringst, sollst du einen Bazen mehr dafür kriegen, als ich sonst gebe!“ So sagt sie und streichelt wohlwollend die Wangen des hübschen Knaben. Und wie sie dessen blaue Augen, des Lobes froh, aufleuchten sieht, holt sie aus ihrem Korb einen Apfel, um ihn dem dankenden Heinz in die Hand zu drücken.

Die Glocke der nahen Kirche ertönt; sie ruft die Schuljugend zur Morgenandacht. In großen Sprüngen eilt der Heinz den Hügel hinan, um noch rechtzeitig mit der versammelten Kinderschar, geführt von der hagern Lehrschwester, in die Kirche zu treten.

Wie liebt Heinz diesen stillen Raum. Andächtig kniet er in den Reihen der Knaben auf seinem Bänkelein. Doch anstatt den Rosenkranz zu beten, grüßen seine Augen bewundernd das Bild der Jungfrau Maria, die das holde Christuskind liebevoll im Arme hält; und hinüber schaut er nach dem Bild des Heilands, der siegesfroh gen Himmel schwebt, erlöst aus Tod und Grab.

„Wie muß das köstlich sein, über der schönen Erde dahin schweben zu können, hinan zur lichten Sonne.“

Ich hätte ich Flügel, wie dort die Engel am Altar — das wär' ein Glück, empor fliegen zu können über Feld und Wald und höher hinauf über die weißen Firnen dem Himmel zu. Dann würde ich zu dem lieben Herrgott sagen"

Ein unsanfter Stoß führt die Gedanken des kleinen Schwärmers zur Erde zurück.

"Was gaffst du wieder so gedankenlos in die Welt hinein, anstatt den Rosenkranz zu beten, du Schlingel!"

Das sagt die Lehrschwester, deren Gesicht erzürnt aus dem schwarzen Nonnentuch hervorschaut nach dem Knaben, der erschrocken die Perlen seiner Schnur durch die Finger gleiten läßt.

Unterhalb der Kirche erhebt sich das kleine, steingebaute Schulhaus, auf dessen matte Scheiben die Sonne ihr Gold malt, als einziger Schmuck des alten Gebäudes.

Heinz gedenkt der Worte seiner Mutter und sitzt still und aufmerksam unter seinen Kameraden. Aber die Lehrerin beachtet seine Hand nicht, so oft er sie auch, zur Antwort bereit, empor streckt. Und plötzlich ist sie wieder da, die entsetzliche Langeweile! Die gefangenen Gedanken tief drinnen im Herzen fangen an, der Fesseln überdrüssig zu werden. Immer lauter reden sie auf den widerstrebenden Heinz ein, bis sie mächtig die monotone Rede der schwarzen Schwester übertönen. Und der Junge fängt an zu sinnen und fängt an zu schreiben. Stets leiser, stets ferner klingt die Stimme der Lehrerin an sein Ohr; die enge, niedere Schulstube verwandelt sich vor seinen Augen zum hohen, lustigen Wald. Die Quelle hört er rauschen und plätschern durchs Gestein, und auf den Zweigen der dunkeln Tannen musizieren lustig die Vögelein. Er aber sitzt mitten in dieser Herrlichkeit und lauscht; sein eigen Liedchen klingt hinein in die Melodien der Waldesstille, und mit den gesiederten Sängern fliegt sein Geist empor, weit, weit über die gleißenden Berge

Die Schulglocke schlägt an, schrillen Tons. Erstaunt schaut Heinz in die Runde und sieht sich inmitten der lärmenden Kinderschar, die ungestüm nach der Thüre drängt.

Tief aufatmend tritt der Heinz hinaus auf den sonnbeschienenen Wiesenplan. Sein Herzchen ist noch ganz erfüllt von Waldesduft und Himmelsbläue, und so steigt er zur lieblich gelegenen Kirche hinan, setzt sich in den Schatten der Friedhofmauer und beginnt zu lesen, was er während der Schulstunde auf ein Stück Papier mit ungeübter Hand geschrieben:

Mein lieber Herrgott im Himmel droben,
Von Herzen will ich dich preisen und loben,
Weil du die Erde so schön gemacht
Und alles schmücktest mit Glanz und Pracht!
O hätt' ich Flügel, ich flöge empor
Und sänge mit deinem himmlischen Chor.
Doch fehlen mir auch die goldigen Schwingen,
So kann ich doch fröhlich danken und singen!
Drum sei dies Liedchen, das ich erdacht,
O lieber Herrgott, dir dargebracht! —

Leise flüstert der kleine Dichter die Verse vor sich hin; dann beginnt er sie zu singen nach eigener Melodie, immer eifriger, immer lauter, bis hell und klar seine Stimme ertönt als lieblicher Lobgesang Gottes.

Da fällt ein Schatten auf das weiße Papier in den Händen des Sängers, und ein derber Schlag trifft seine

Wange. Hinter dem erschrockenen Heinz taucht das Gesicht der Nonne hervor, die spitze Nase und die hageren Wangen gerötet vor Erregung.

"Was unterstehst du dich, den Frieden des Gotteshauses zu stören mit deinem Geschrei! Schnell geh nach Haus, sonst erzähl' ich deinem Vater, was für ein Laugenichts du bist! — Zeig her, was suchst du vor meinen Augen zu verbergen? Wahrhaftig ein Gedicht! — Ein Spottgedicht auf den allerhöchsten Gott, der da thront im Himmel! — O du gottloser Bub, der du irrst auf dem Weg der Sünde — wahrlich, ich sage dir: Gott läßt seiner nicht spotten!"

Erfüllt von gerechtem Zorn zerreißt die Lehrschwester das Papier und läßt die kleinen Fetzen im Winde treiben. Die Hände faltend spricht sie mit sanfter Stimme: "Verzeih ihm, o Herr, denn er weiß nicht, was er thut!"

Dann schreitet sie würdevoll dem Kirchenthor zu, um für das Heil der verirrten Kindesseele zu beten.

Heinz starrt vor sich hin, als hielte ein böser Traum seine Sinne gefangen. Dann murmelt er mit schmerzlich zuckenden Lippen: "Ein Spottgedicht — so hat sie gesagt — ein Spottgedicht! Und ich habe doch dem lieben Gott ein Loblied singen wollen"

Und den Kopf niedersenkend auf beide Arme, beginnt der Knabe bitterlich zu weinen.

* * *

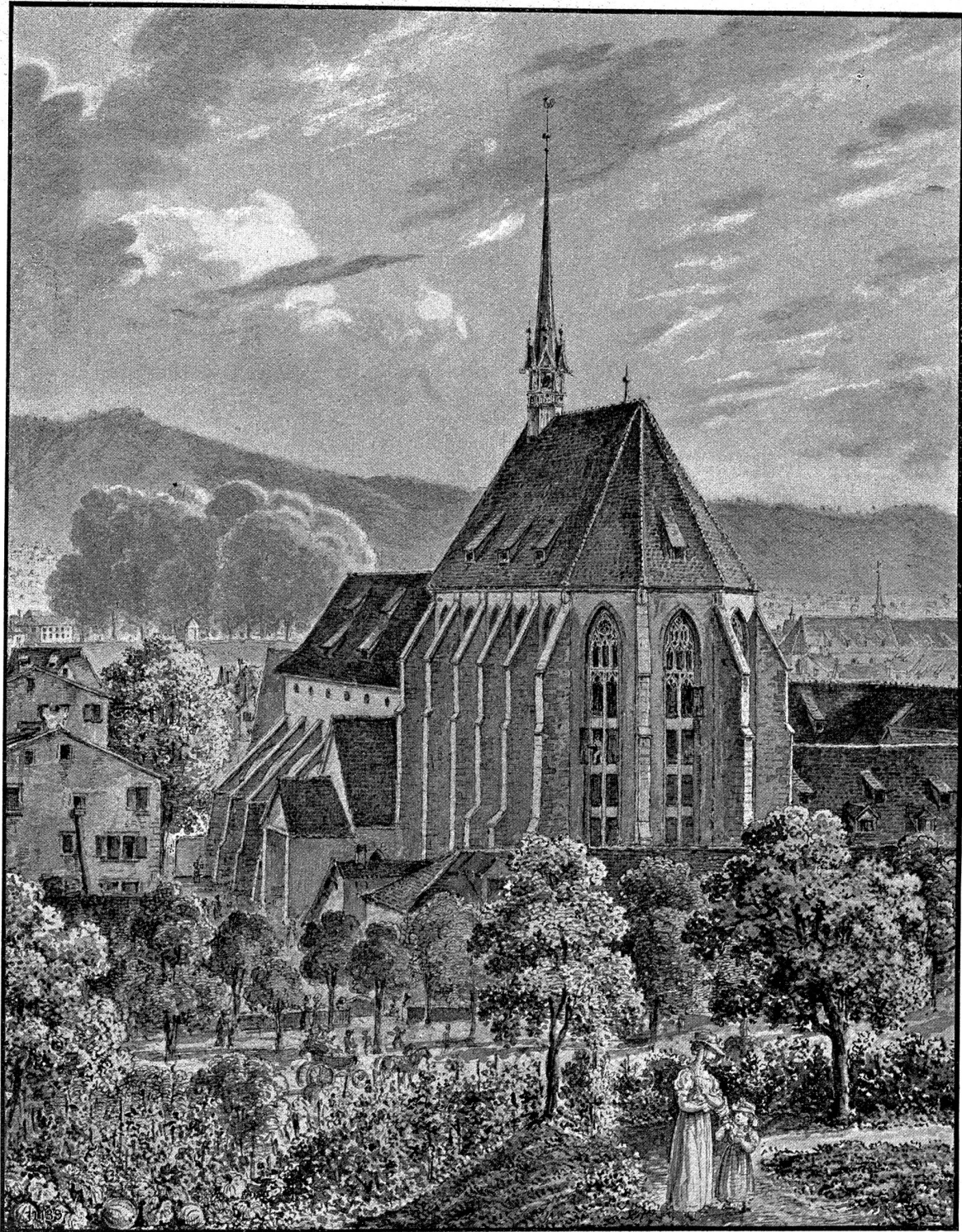
Ueber die Erde schreitet jugendschön der Morgen. Von den Firnen strömt seine Rosenglut nieder auf die sattgrünen Almen, wo die Perlketten des Taues blitzen, verschwenderisch hingestreut auf Blätter und Halme. Mit dem Dunkel des Forsts spielen die goldigen Lichter und gleiten vom Turm der Kirche, die über dem Dorfe thront wie ein Hirt ob seiner Herde, hernieder auf die Dächer des Bergdorfes.

Hinter den Fenstern der Hütten beginnen die Weber-schifflein ihre rastlose Fahrt; denn die Finger, die sie zwischen den Seidenfäden dahin gleiten lassen, weben ums tägliche karg bemessene Brot.

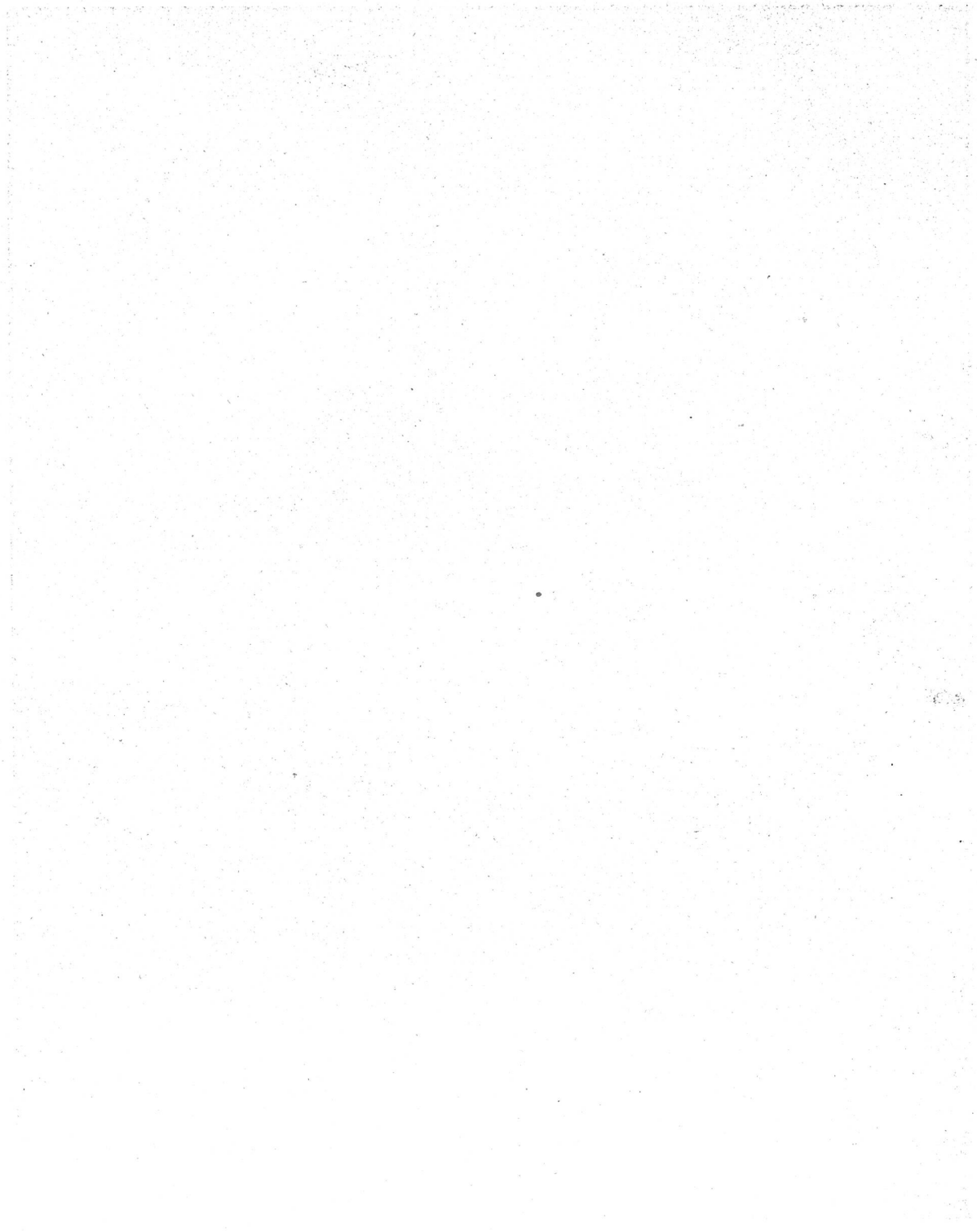
Aus der Thür des Gasthauses zum Sternen, dessen weißgetünchte Mauern freundlich aus der braunen Häuserreihe hervor schimmern, tritt ein Fräulein, Feldstühlchen und Skizzenbuch unter dem Arm tragend. Das helle Sommerkleid empor gerafft, schreitet sie leichtfüßig auf dem taufeuchten Wiesenpfad der Höhe zu. Dort, wo die klaren Wasser einer Quelle schäumend über das Gestein niederstürzen, hält sie ihre Schritte an. Zwischen lauschigem Gebüsch nicken Farrenkräuter hervor, Erika blühen, und schlank Tannen schließen das liebliche Bild in ihren dunkeln Rahmen ein.

"Wahrlich, nicht umsonst haben die Bergdörfler diesen Fleck Erde 'das Paradies' benannt."

Also denkt Fräulein Helene, während sie die angefangene Zeichnung in ihrem Buch mit dem Original vergleicht. Ein Lächeln der Befriedigung gleitet über ihre anmutigen Züge. Gewiß — die Skizze war wohl gelungen! Nur etwas fehlt auf ihrem Bild — dort jener Knabe, der inmitten der Quelle auf vorspringendem Stein sitzt und voll Andacht ein Lied zu deklamieren scheint.



Die Predigerkirche in Zürich. Seplagezeichnung von Franz Hegl.
Original im Besitz der Kunstgesellschaft Zürich.



Helene lauscht. In das Geplätscher der Wasser rinnen hell und klar die Worte eines Gedichts. Nun wendet der Junge sein Gesicht nach der Lauschenden hin und ihre Blicke begegnen sich. In den blauen Augen des dürftig gekleideten Dorfkinde's ruht ein verträumtes Sinnen.

„Gi, kleiner Mann, laß mich dein Lied auch hören!“ ruft das Mädchen freundlichen Tons.

Aber Heinz regt sich nicht. Trotzig schaut er hinüber zu der Gestalt, die störend in sein Reich der Einsamkeit getreten ist.

Doch Helene fragt unverdrossen weiter: „Hast du dies Gedichtchen in der Schule gelernt?“

„Nein!“ klingt es barsch zurück.

„Dann hast du's wohl von der Mutter gehört?“

„Nein.“

„Nun, woher kannst du's denn? sag es mir, Kleiner!“

Heiß glühen die Wangen des Knaben, seine Augen reden eine stumme Sprache. Dann kommt es zögernd und leis von seinen Lippen: „Ich habe das Liedchen selbst gemacht!“

„Du . . .?“ Ueberrascht winkt Helene den Buben zu sich heran. Dann öffnet sie ihr Buch und zeigt ihm die vollendete Skizze.

„Sieh einmal her, Kleiner Dichter, kennst du dieses Bildchen?“

Voll Staunen ruhen die Blicke des Knaben auf der Zeichnung.

„Gi“ — ruft er dann bewundernd aus — „warum sollte ich das nicht kennen? Das ist ja der Waldbach, mit dem Stein, auf dem ich geseffen. Das sind die Tannen dort drüben; und der Erlenuß, der zum Wasser sich neigt, ist auch da!“

Ganz andächtig schaut der Knabe dies wohlbekannte Bild. Etwas Neues hatte sich vor ihm aufgethan, denn daß man Bäume und Quellen auf dem Papier wiedergeben könne, das hatte er noch nie gesehn. Wohl in der Kirche droben, da hingen auch Bilder vor dem Altar, aber wie diese entstanden, darnach hatte er sich noch nie gefragt. Drum stand er nun in Denken und Schauen versunken neben dem Mädchen, das freundlich weiter zu sprechen begann: „Siehst du, Heinz, nun hab' ich dir gezeigt, was ich gemacht habe; willst du mir nun dein Liedchen auch sagen?“

Ein Weilchen noch zögert Heinz, dann beginnt er mit bebender Stimme:

Einsam sitz' ich hier im Wald,
Nur der Böglein Lied erschallt
Leise von den Bäumen.
Und der Bach, er rauscht dazu:
Komm, du lieber Knabe du,
Hier läßt gut sich's träumen.
Sieh, ich kann dich wohl versteh'n,
Hab' dich ja schon oft geseh'n
Hier am Ufer weinen.
Drum erzähle mir geschwind,
Was dich also quält, mein Kind,
Sollst nicht traurig scheinen.

Der Kleine hat die Gegenwart des Fräuleins ganz vergessen; seine träumerischen Augen suchen, durch das Gezweig der Tannen wandernd, den Himmel. Erst die freundlichen Worte Helenens wecken ihn aus seinem Sinnen.

„Gi, Kleiner Dichter, das hast du hübsch erdacht, machst du oft solche Liedchen?“

Vertrauen erweckend und voll Teilnahme ruhn die Blicke der Sprechenden auf dem Knaben, der immer mehr die Scheu vor der Fremden schwinden fühlt. Ihm ist beim Klang ihrer Stimme, als höre er einen längst ersehnten, sein Herz erlösenden Laut.

„Das Dichten ist eine köstliche Gabe, weißt du das, Heinz? — Drum danke Gott dafür!“

Heinz schüttelt nachdenklich den Kopf.

„Warum danken? Ist's denn etwas Besondres um so ein Liedchen? Oft hab ich schon gedacht, es sei wohl gar was Dummes, weil ich's keinem sagen kann, ohne ausgelacht oder gescholten zu werden. Und Schläge habe ich auch schon bekommen, wenn ich ob dem Sinnen die Zeit vergaß!“

Zwei schwere Thränen rinnen über des Knaben Wangen. Da faßt eine Hand zart und weich nach der seinigen, und tröstend spricht das Mädchen: „Sieh Heinz, lachen werd' ich nie, wenn du mir wieder einmal ein Liedchen anvertrauen willst, und das wirst du, nicht wahr?“

Der weinerlichen Regung sich schämend, wendet sich Heinz hastig dem Walde zu.

„Ich muß gehn; die Sternenvirtin wartet auf die Erdbeeren, die ich ihr bringen muß!“

„Da bist du wohl das gültige Waldmännchen, das unsere Tafel so oft mit seinen herrlichen Gaben versieht. Nimm mich mit — ich will dir suchen helfen.“

Das hört Heinz gern, denn schon steigt die Sonne dem Mittag zu, und noch zeigt sein Körbchen, das ganz vergessen im Laubwerk stand, eine bedenkliche Leere.

Sie steigen miteinander der Höhe zu, wo an der Lichtung des Waldes zwischen Brombeerranken und Gräsern die Beeren hervorleuchten.

Schweigend pflücken sie die süß duftende Frucht, und schneller als Heinz sich gedacht, ist das Krätzchen bis zum Rande gefüllt.

Wie zwei gute Kameraden wandern nun die Beiden dem Dorfe zu, von dessen Dächern das Gold der Sonne rieselt. Der sonst so schweigsame Heinz erzählt seiner Gefährtin von den Ziegen, die der Vater im letzten Winter hatte verkaufen müssen, weil es am nötigen Futter gefehlt habe. Er erzählt von der Mutter, die so blaß in der Stube umher schleiche, weil sie allzeit müde sei; von dem kleinen Mineli berichtet er, das nun gehen gelernt habe, und wie Beteli gut sorge für alle. Und zwischen den Worten des Knaben blickt so viel Kummer, so viel Armut hervor, daß die hellen Mädchenaugen voll Mitleid auf dem Kinde ruhen.

„Das ist unser Haus!“ Fast stolz spricht es Heinz, während er auf die nächstliegende Hütte zeigt, die trotz ihrer Schlichtheit doch malerisch inmitten der sattgrünen Wiesen liegt.

Heinz tritt rasch in das Gärtlein und pflückt von den duftenden Kesen, um sie dem Mädchen zu reichen; glücklich im Gefühl, dem freundlichen Fräulein etwas schenken zu können.

„Vielen Dank, Heinz; vielleicht treffen wir noch hie und da zusammen. Grüße deine Mutter von mir!“ Und mit herzlichem Händedruck scheiden die neuen Freunde voneinander.

* * *

Nach regnerischen Tagen wandert die Sonne wieder heiß ob dem Thal. Taufrißch duften die Erdbeeren auf der kleinen Tafel des Sternenhôtels und erinnern Fräulein Helene an den Knaben, der sie gepflückt haben mochte.

Mit Interesse gedenkt sie des kleinen Dichters und nimmt sich vor, andern Tags nach dem Waldbach zu gehen, wo sie ihn zu finden hofft.

Wirklich thront er wieder auf dem von munterem Gewoge umbrausten Stein, sinnend dem Spiel der Wellen folgend. Doch wie er das Kleid seiner neuen Freundin durch die Büsche schimmern sieht, springt er auf, und über sein Gesicht gleitet ein glückliches Lächeln. „Schon gestern habe ich hier auf Sie gewartet!“ ruft er ihr entgegen.

„Also hast du mich nicht vergessen? Gewiß hast du wieder Beeren für unsern Mittagstisch gepflückt!“

Verlegen schaut Heinz nach seinem leeren Körbchen, und Helenens Augen folgen seinem Blick.

„Weißt du“ — sagt sie lachend — „nach gethaner Arbeit ist gut ruhn. Drum frisch ans Werk; die Beeren springen nicht von selbst ins Körbchen. Komm, ich helfe dir!“

Schweigend streifen sie durch die Dichtung des Waldes, beide darauf bedacht, an Fleiß und Ausdauer nicht hinter dem andern zurückzubleiben. Wie sich aber das Körbchen mit den leuchtenden Rubinien füllt, fängt auch das Bächlein des Geplauders an zu rinnen, hervorgelockt durch die freundlichen Fragen Fräulein Helenens.

„Wie gut ist's, daß die Sonne wieder scheint“ — sagt Heinz und richtet sich aufatmend empor.

„Das war eine lange Woche; so Tag für Tag in der niedern Stube sitzen müssen ist doch recht trübselig. Wie habe ich mich gesehnt nach dem Wald, nach dem Vogelgezwitzcher und nach der Sonne. Nun wird auch die Mutter bald wieder aufstehen und vors Haus sitzen können. Ich glaube fast, die Mutter ist recht krank . . .“ Thränen schimmerten in den Augen des Knaben, und er erzählte Helene von der Mutter, die täglich schwächer werde, so daß sie nun zu Bett liegen müsse; die arme, gute Mutter . . .

Etwas aber erzählte Heinz dem Fräulein nicht: seine Trauer darüber, daß er seine neue Freundin so lange nicht mehr zu sehen bekam, seine Angst im Gedanken daran, daß sie vielleicht schon wieder fortgereift sei und seine jetzige Freude über ihre Nähe. (Schluß folgt).

Kritische Randbemerkungen eines Touristen zu Baedekers „Schweiz“.

I.

Rheinfall.

Allabendlich ist Illumination,
Wobei in rot und gelb und grün er schimmert;
Sogar am nächsten Morgen noch davon
Beim Rechnunglesen mir's vor'm Auge stümmert.

Zürich.

Ein reges Treiben, eine große Stadt,
Dazu der See, die Berge, grüne Matten!
Warum nur wurd' ich schon so bald sie satt? —
Zu vielen Staub gab's und zu wenig Schatten!

Kagaz.

Wer Rheumatismus hat, der wird gar schnell
Vom segensreichen Bad hier ihn verlieren;
Und wer noch keinen hat, kann auf der Stell'
In der Caminaschlucht ihn acquirieren.

Baden.

Herr Poggio meldet uns, wie ungeniert
Zu seiner Zeit es herging hier im Bade.
Die Welt hat sich seither zivilisiert;
Die Sitten sind viel feiner heute. Schade!

Luzern.

„Wie wunderbar spaziert sich's hier am See!
Der Blick ist himmlisch schön, gleich einem Märchen!“ —
Ich stimme bei; — säß' nur nicht dort am Quai
Auf jeder Bank ein kofend Hochzeitspärchen!

Bern.

Der Kornhauskeller und das Schänzeli,
Des Oberlandes schneebedeckte Zinnen,
Das Münster, alles weckt die Sympathie,
Zumeist jedoch — die schmucken Bernerinnen.

Interlaken.

Seh' ich am Höhenweg die Prachthôtels,
Kann das Gefühl ich niemals unterdrücken:
Wie gut doch, daß der Jungfrau Leib von fels,
Sonst müßt' auch sie sich vor den Prozen bücken!

Rigifelm.

Zwei Bahnen gehn hinauf, und — Gott sei Dank —
Sie fahren auch nach kurzer Frist hinunter;
Macht oben Jodeln uns und Alphorn Frank,
In Vitznau werden wir schon wieder munter.

Argenstein.

Der schönste Park, sagt man mit Recht, der Schweiz,
Der wunderbarste Blick in jeder Richtung;
An jedem Felsblock noch erhöht den Reiz
Der Landschaft eine Eberle'sche Dichtung.

Argenstrafe.

Vor vielen Jahren ging zum ersten Mal
Ich diesen Weg in weihewollen Stunden;
Ich fand ihn damals schöner, denn die Qual
Der Radler war zum Glück noch nicht erfunden.

Göschenen.

Fürwahr, ein Wunder ist die Gotthardbahn,
Doch muß bekennen selbst der strengste Richter,
Ein größ'eres Wunder noch ist hier Herr Zahn, —
Ein guter Wirt und ein noch bess'rer Dichter.